

immense Fundstoff, den der Verf. aufgearbeitet hat, in nicht ferner Zukunft erneut und in größerem Umfang publiziert werden muß.

Das sehr umfangreiche Material bot offenbar keine Möglichkeit, eine von den bisherigen Gliederungen unabhängige, aus der Quellenbasis direkt erarbeitete Chronologie vorzulegen. Der Verf. operiert mit dem üblichen Chronologieschema, ohne das Material selbst zu diesem Problem zu befragen oder die chronologischen Grundlagen zu prüfen. Ist das Chronologiesystem bereits so in sich gefestigt, daß es nicht verbessert oder differenziert werden kann?

Die stark unterteilte Gliederung und die knappe, umsichtige Behandlung ermöglichen eine schnelle Information über den nicht sehr typenreichen Fundstoff, so daß man sich leicht über den gegenwärtigen Forschungsstand des Ostflügels der Hunsrück-Eifel-Kultur orientieren kann. Als wesentliches historisches Ergebnis der Bemühungen ist die Feststellung zu verzeichnen, daß trotz radikaler Änderung der Grabsitte und Anlage neuer Gräberfelder bestimmte Elemente der Hunsrück-Eifel-Kultur bis in die zweite Phase der jüngeren Latènezeit zu verfolgen sind, und daß demnach in diesem Raum mit einer ununterbrochenen Kontinuität zu rechnen ist.

Die Arbeit, die das Fazit aus dem im Verlauf der generationenlang betriebenen Forschungs- und Rettungsgrabungen gehobenen Fundstoff zieht, läßt die Forschungslücken und die Einseitigkeit der Quellenbasis offen hervortreten, was auch vom Verf. wiederholt betont wird. Besonders deutlich wird das bei einem Vergleich der Karte 2 mit den meisten anderen Karten. Die Karte 2 zeigt die Verbreitung der Hügelgräberfelder (rd. 3000 Hügelgräber, die meisten noch nicht erforscht), die ausschließlich in den gebirgigen Teilen des Arbeitsgebietes verzeichnet sind, während das Neuwieder Becken völlig von ihnen frei ist. Umgekehrt lassen die meisten anderen Karten, die die Verbreitung von Fundtypen wiedergeben, eine auffallende Funddichte in der Beckenlandschaft hervortreten, während die Gebirgsgegenden nur wenige Punkte aufweisen. Das Fehlen von Hügelgräbern und die Massierung der Funde im Neuwieder Becken ist einerseits auf die intensive agrarische Nutzung zurückzuführen, die die Beseitigung der oberirdischen Denkmäler zur Folge hatte, andererseits dem Binsabbau zuzuschreiben, durch den die Erschließung des Fundstoffes in großem Umfang möglich war. Da die genannten beiden Faktoren im Bergland nicht oder nur in geringem Maße wirksam waren, ergibt sich die auffällige Diskrepanz in den genannten Karten. Bezeichnenderweise ist im Bergland ostwärts von Mayen, wo etwas umfangreichere Untersuchungen stattgefunden haben, eine der Beckenlandschaft entsprechend dichte Fundkonzentration zu beobachten.

Daß es um die Siedlungsforschung in dem Arbeitsgebiet nicht besser bestellt ist als in den meisten anderen Gebieten Mitteleuropas, kann nicht überraschen. Die Informationen, die sich in dieser Arbeit zum Siedlungswesen und zur Wirtschaftsweise finden, sind wegen des äußerst unzulänglichen Forschungsstandes sehr spärlich. Die Intensivierung der Erforschung dieser so lange vernachlässigten Quellengattung ist ein dringendes Desiderat ebenso wie die der Untersuchung ganzer Nekropolen. Die Forderungen, die sich für die zukünftige Planung der Bodendenkmalpflege und einer gezielten wissenschaftlichen Forschung ergeben, lassen sich besonders klar an dieser fleißigen Dissertation ablesen.

K. Raddatz

Die *Germania* des Tacitus, erläutert von Rudolf Much. 3. beträchtlich erw. Aufl., unter Mitarbeit von Herbert Jankuhn hrsg. von Wolfgang Lange. Heidelberg (Karl Winter Universitätsverlag) 1967.

Es ist für den Germanisten und den Erforscher der Ur- und Frühgeschichte, für den klassischen Philologen und den Althistoriker in gleichem Maße interessant und wichtig, nunmehr eine Neuauflage, die dritte, des berühmten *Germania*-Kommentars von Rudolf Much vorliegen zu haben. Dabei handelt es sich im Grunde um eine

echte zweite Auflage, da die von 1959 keine inhaltlichen Änderungen brachte, das heißt, erst jetzt wurde von Wolfgang Lange die dringend nötige Neubearbeitung des Muchschen Werks vorgelegt, das immerhin bereits 1937 erschienen war.

Das leitende Prinzip bei der Neubearbeitung des Buches war, den Text selbst möglichst konservativ zu behandeln, den Kommentar als Muchs Werk bestehen bleiben zu lassen. Somit dokumentiert sich die Neuauflage vor allem durch Ergänzungen, die in Klammern in den Text Muchs eingestreut oder einzelnen Abschnitten angehängt sind. Immerhin kam Wolfgang Lange ohne gewisse Eingriffe in Muchs Text nicht aus. Abgesehen von der Korrektur vieler Fehler in der Zeichensetzung und Rechtschreibung, gehört dazu vor allem die Berichtigung von Zitaten antiker und moderner Autoren, so daß der Kommentar nunmehr viel zuverlässiger benutzt werden kann.

Aus dem oben Gesagten ergibt sich auch, daß Lange mit Streichungen sehr sparsam umgegangen ist; wo sie vorgenommen wurden, beziehen sie sich auf sprachliche Purismen Muchs, vor allem aber auf Passagen im Text, die als objektiv falsch und überholt erkannt wurden.

Der eigentliche Wert einer Neubearbeitung eines Kommentars liegt freilich grundsätzlich darin, daß über das eben Angeführte hinaus jener ergänzt, bereichert und dem Stand der Forschung soweit es geht angepaßt wird. So hat denn die Neuauflage des Germania-Kommentars eine Vermehrung der Querverweise, sowie – in geringerem Umfang – eine Erweiterung der Belege aus der antiken und nordischen Literatur gebracht.

Dazu gehört weiter, daß zum jeweiligen Kapitel neuere Arbeiten und Spezialabhandlungen verzeichnet wurden, sowie daß darüber hinaus, an den Text Muchs jeweils in Klammern angefügt, der Hinweis auf neue Forschungsergebnisse vorgenommen wurde.

Freilich wird dem Leser dabei schnell ein erhebliches, grundlegendes Problem der Neuauflage deutlich. Die Hereinnahme von Literatur und Forschungsergebnissen aus dem Bereich der klassischen Philologie und Alten Geschichte erfolgt in relativ viel geringerem Umfang. Lange weist (S. 16) selbst auf diese Gegebenheit hin. Damit stellt sich die Frage, ob heute tatsächlich ein Germania-Kommentar ohne Heranziehung mindestens eines klassischen Philologen durchgeführt werden kann; das ist sicher nicht der Fall. Nur hätte das ohne Zweifel eher ein neues Buch zur Konsequenz gehabt, auf das die Fachwelt mit Sicherheit hätte länger warten müssen, so daß man, durchaus im Bewußtsein dieser Lücke, froh sein kann, die vorliegende Neubearbeitung zu haben.

Daß diese positive Einschätzung trotz obiger Einschränkung zu Recht besteht, wird – und wir gehen im folgenden etwas stärker ins Detail – besonders klar, wenn man notiert, daß die dritte Auflage in erheblichem Umfang die Praehistorie – durch Herbert Jankuhn – mit aufgenommen hat. Much hatte den Bereich der Archäologie nur sehr begrenzt berücksichtigt, war sich aber durchaus darüber im klaren gewesen, daß gerade aus diesem Bereich der Wissenschaft im Laufe der Zeit am ehesten Erweiterungen eines Germania-Kommentars kommen würden. Die Entwicklung der Vorgeschichte bestätigt seine Meinung, der Fortschritt dieser Disziplin gestattet und fordert ihre umfangreiche Berücksichtigung.

Das erfolgt vor allem für die Gebiete der Siedlungskunde, der wirtschaftlichen Verhältnisse, der Sozialstruktur und natürlich bei Tracht, Bewaffnung, Wohn- und Lebensweise. Es bedarf keiner weiteren Erörterung, daß hierin vor allem der Wert der dritten Auflage des Muchschen Germania-Kommentars besteht. Als Beispiel sei nur auf das verwiesen, was S. 99f. zu Germ. 4.4 über die Größenordnung der Bevölkerungszahl, S. 109f. zu Germ. 5.1 über das Landschaftsbild, S. 131f. zu Germ. 6.1 über die Bewaffnung und S. 176ff. zu Germ. 9.2 über Opfer und Opferplätze intensiv auf Grund neuester Forschungsergebnisse dargelegt worden ist. Ohne die Heranziehung derartiger Passagen im Muchschen Kommentar ist eine altertumskundliche Behandlung und Benutzung der Germania nicht mehr denkbar.

Dem archäologischen Bereich gegenüber sind die Ergänzungen und Literaturangaben aus dem philologisch-historischen Gebieten in der Neuauflage viel geringer, etwas zu gering, wie ich meine, auch wenn zuzugeben ist, daß die Archäologie den größeren Raum beanspruchen konnte.

Eine sehr zu begrüßende Ergänzung des Philologen bringt hier z. B. S. 93 zu Germ. 4. 1 durch eine Zusammenstellung und Erörterung der so schillernden Begriffe wie *gens, natio, populus, civitas, pagus* und *familia* in der *Germania*. Für eine weitere Auflage wäre es zu begrüßen, wenn dementsprechend, obwohl sicher auch schwieriger durchzuführen und zu erörtern, ebenfalls Begriffe und Vorstellungen wie *princeps (principes), nobiles, nobilitas* (so z. B. *Germania* 7, 8, besonders 11) von philologischer Seite her untersucht würden, zumal im Hinblick auf das im Römischen gegebene und fixierte Verständnis dieser Begriffe. Hier liegen notwendige Aufgaben der *Germania*-Philologie. – Günstig für den Benutzer ist auch, daß vor dem Text S. 25 ff. ein Vergleich unterschiedlicher Lesarten von Muchs lateinischem Text und Koester-manns Ausgabe der *Germania* (1962) verzeichnet ist.

Es ist nicht unproblematisch, in einer Besprechung eines so materialreichen Werkes, wie man es in dieser dritten Auflage vor sich hat, einzelne Punkte kritisch herauszugreifen; damit wird man der Leistung des Herausgebers leicht nicht ganz gerecht. Andererseits kann man sich, zumal wenn Ergänzungen dadurch möglich sind, daß der Rezensent von einem benachbarten Fach herkommt, dieser Aufgabe auch nicht völlig entziehen. Deshalb sei auf einiges verwiesen, das bei einem *Germania*-Kommentar von allgemeinem Interesse ist und zu dem durch den Rezensenten von althistorischer Seite Ergänzungen – neuere Literatur und Forschungsergebnisse – gemacht werden können.

Tacitus erkennt nach Much<sup>3</sup> S. 148 Germ. 6, 11 ff. die große Bedeutung der Reiterei bei einigen Stämmen an. Diese Nachricht hat jetzt durch die Untersuchungen von K. Kraft, *Zur Rekrutierung der Alen und Kohorten an Rhein und Donau*, 1951, eine interessante Bestätigung gefunden. Danach (Kraft a.a.O. 25 ff., 30 f.) haben die Römer im 1. Jahrhundert n. Chr., vor allem in dessen erster Hälfte, Reiter aus dem Rheingebiet bei der Bildung und Ergänzung ihrer Alen deutlich bevorzugt. Das ist ohne die Annahme der besonderen Qualität westlicher (auch germanischer) Reiter und deren Bedeutung in ihren eigenen Stämmen nicht erklärbar.

Ein vor allen Dingen durch Germ. 28 aufgewiesenes Problem ist das der ethnischen Herkunft und Zusammensetzung unter anderem der Treverer. Zu diesem von Much<sup>3</sup> 359 ff. bereits angesprochenen Problem ist außer Weisgerber, *Sprachwissenschaftliche Beiträge zur frührheinischen Siedlungs- und Kulturgeschichte*, Rh. Mus. 84, 1935, vor allem heranzuziehen J. Scharf, *Studien zur Bevölkerungsgeschichte der Rheinlande*, Diss. Göttingen, Berlin 1938, 49 ff. Aus dem in dieser Arbeit vorgelegten Namensmaterial ergibt sich unter anderem, daß eine Durchdringung der zahlenmäßig stärkeren keltischen Bevölkerung durch andere, vorwiegend germanische Bevölkerungsteile in der Zeit vor dem 1. Jahrhundert n. Chr. stattgefunden haben muß. Damit erhält die Nachricht des Tacitus Germ. 28, die Treverer rühmten sich germanischer Herkunft, eine zum Teil bestätigende Beleuchtung. Auch für die anderen in Germ. 28 und 29 erwähnten Stämme legt Scharf Namensmaterial vor.

Mit Recht unterliegen unter den von Tacitus genannten Germanenstämmen am Rhein die Bataver besonderem Interesse. Hinsichtlich ihrer Stellung zu Rom spricht noch Much<sup>3</sup> S. 365 davon, daß nach dem *Civilis*-Aufstand 69/70 n. Chr. im wesentlichen das alte Verhältnis zu Rom wiederhergestellt worden sei. Dem ist aber mit größter Wahrscheinlichkeit nicht so. Vielmehr wird das Abhängigkeitsverhältnis enger geworden und das bei Rom bleibende Batavergebiet bis zum Anfang des 2. Jahrhunderts n. Chr. als *civitas* organisiert worden sein – vgl. dazu J. Klose, *Roms Klientelrandstaaten an Rhein und Donau*, 1934, 25 f. Zu den Batavern siehe jetzt auch J. E. Bogaers, *Civitas en stad van de Bataven en Canninefaten*, 1960.

Über die Naristen, von denen Tacitus Germ. 42 berichtet, sind wir durch jüngere Untersuchungen ebenfalls besser informiert. Much<sup>3</sup> S. 467 f. vertritt die geläufige Ansicht, jene hätten südlich des Fichtelgebirges und des Böhmerwaldes bis an die Donau, das heißt in der Oberpfalz, gesessen. Ziemlich sicher scheint mir dagegen nunmehr zu sein, daß dieser Stamm im oberösterreichischen Raum nördlich der Donau im 1. Jahrhundert n. Chr. siedelte; vgl. dazu H. Bengtson, Neues zur Geschichte der Naristen, *Historia* 8, 1959, 220 f. Übrigens haben die Naristen wohl nichts mit den Warisci im Jura zu beiden Seiten der Doubs zu tun, wie Much a.a.O. aus der Namensähnlichkeit schließt.

Es liegt in der Natur der Sache, daß in einer Besprechung die kritischen und ergänzenden Bemerkungen einen größeren Raum einnehmen und dadurch der Wert eines Buches unter Umständen zurücktritt. Es muß daher am Schluß noch einmal deutlich betont werden, daß ungeachtet der oben vorgetragenen Beobachtungen sich die Forscher der germanischen Altertumskunde und die Freunde der *Germania* des Tacitus glücklich schätzen können, daß es dank Wolfgang Lange und der Unterstützung durch Herbert Jankuhn zur Neuauflage des „Much“ gekommen ist, die eine echte Verbesserung darstellt.

H. Callies

Lobbedey, Uwe: Untersuchungen mittelalterlicher Keramik, vornehmlich aus Südwestdeutschland. Berlin (Walter de Gruyter & Co.) 1968. (Arbeiten zur Frühmittelalterforschung. 3.) 213 S., 5 Karten, 70 Taf.

„Gegenstand der Arbeit ist das Tongeschirr von der karolingischen Zeit bis zum Ausgang des Mittelalters“ (S. 1), etwa von 750 bis 1470, in Südwestdeutschland. Die Grenzen des Arbeitsgebietes bilden im Westen die Vogesen, im Süden die Alpen, im Osten der Lech und im Norden der Main.

Ziel der Arbeit ist es, „einen Überblick über die Gesamtentwicklung in einem größeren Raum zu bieten und eine möglichst umfassende Gliederung des Materials nach historischen Gesichtspunkten zu entwerfen“ (S. 2).

Die Entwicklung der Keramik sollte nicht allein unter chronologischen Gesichtspunkten oder unter dem Aspekt des volkstümlichen Kunstgewerbes betrachtet werden, sondern die Geschichte der Keramik muß auch „um ihrer selbst willen“ erforscht werden (S. 3). Erst in zweiter Linie ließen sich dann die eben angeschnittenen Probleme erfassen. Der Verf. ist Kunsthistoriker und entwirft eine 750 Jahre umspannende Geschichte der süddeutschen Keramik im Mittelalter. Diese Zielsetzung muß dem archäologisch arbeitenden Leser immer vor Augen stehen, denn eine Vorlage für die genaue chronologische Einordnung neuer keramischer Funde ist das Buch nur zum Teil. Doch das ist eben nicht die Aufgabe der Arbeit. Unter dem Gesichtspunkt, eine allgemeine Geschichte der Keramik zu verfassen, ist auch nur der eigentliche Sinn des zweiten Teils der Untersuchung „Überblick über die Hauptgruppen der Keramik im mitteleuropäischen Bereich“ zu verstehen. Dieser Abschnitt ist, wie U. Lobbedey selbst betont, recht kursorisch und kann nicht viel Neues bringen, doch dient er dazu, die Entwicklung der süddeutschen Keramik im Rahmen ganz Mitteleuropas zu sehen<sup>1</sup>.

Die Arbeit ist in vier Hauptkapitel gegliedert. In einem Vorspann werden das Ziel der Arbeit, die Begründung der für die Untersuchung und die Darstellung angewandten Methoden und die Terminologie (d. h. die Definitionen der beschreibenden Begriffe, die im übrigen nicht immer als ganz glücklich angesehen werden können, da neben alte, fest eingebürgerte Begriffe wie „blaugraue Ware“ oder „Grapen“ wieder

<sup>1</sup> Dazu auch H. Hinz, Die karolingische Keramik in Mitteleuropa, Karl der Große, Bd. 3, Karolingische Kunst, Düsseldorf 1965, 262–287. – K. Weidemann, Die frühmittelalterliche Keramik zwischen Somme und Elbe, 1964, Masch. Diss. Göttingen.